

[Nachdruck verboten.]

43]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

In Kongstrups Arbeitszimmer bekam Hans Peter seine Tracht Prügel, so daß man es hören konnte. Dann wurde er in den Hof hinausgestoßen und ging dort brüllend und beschämt umher, bis er mit Pelle hinter dem Kuhstall zu spielen anfing.

Mit Bodil ging man strenger ins Gericht. Der fremde Bauer verlangte offenbar, daß sie sofort weg sollte; denn Kongstrup war ja im Grunde nicht hart. Sie mußte ihre Sachen packen und wurde am Nachmittag vom Hof heruntergefahren. Sie sah so sanft und gut aus wie immer, sie glich ganz einem Kinde des Himmelreichs, als sie davonfuhr — hätte man es nicht anders gewußt.

Am nächsten Morgen stand Gustavs Bett leer. Er war wie weggehört — mit Riste, Holzschuhen und allem.

Lasse betrachtete das Ganze mit dem nachsichtigen Lächeln eines Mannes — Kinderstreichs? Nun fehlte nur noch, daß Karna ihren dicken Körper eines Nachts durch das Kellerfenster klemmte, um ebenfalls wie ein Rauch zu verschwinden — auf der Jagd nach Gustav.

Dies geschah nun freilich nicht. Aber sie ward wieder mild in ihrem Sinne Lasse gegenüber, fragte nach seiner und Pelles Kleidern und wollte ihnen gern etwas zugute tun.

Lasse war nicht blind, er sah sehr wohl, wo das hinauswollte, und ein Gefühl der Macht überram ihn. Jetzt waren da zwei, die er kriegen konnte, wenn er nur wollte; wenn er nur die Hand ausstreckte, griffen die Frauenzimmer danach. Er ging jeden Tag in einem Festrausch umher, und es gab Tage, wo er so hoch war, daß es unbändig in ihm flüsterte, er solle doch zugreifen. Da war er sein Lebelang so sittsam auf der Erde umhergegangen, hatte seine Pflicht getan und sein Leben in braver Anständigkeit gelebt! Warum sollte er nicht auch einmal hinten aus schlagen — und versuchen durch die brennenden Reifen zu springen? Es lag eine lockende Kraftentfaltung darin.

Aber das Rechtsschaffene in ihm siegte. Er hatte sich immer zu dem gehalten, was die heilige Schrift gebot, und dabei wollte er auch bleiben. Das andere war nur für die Großen — für Abraham, von dem Pelle angefangen hatte zu erzählen, und für Kongstrup. Pelle sollte auch lieber niemals Anlaß haben, seinem Vater nach der Richtung hin etwas nachzusagen; er wollte rein vor seinem Kinde dastehen und ihm in die Augen sehen können, ohne zu blinzeln. Und dann — ja, der Gedanke daran, wie die beiden Frauen es auffassen würden, wenn es herauskam, konnte offengestanden, Lasse dazu bringen, mit seinen roten Augen zu zwinkern und den Kopf zu ducken.

Mitte März kam Frau Kongstrup unerwartet zurück. Ihr Mann hatte sich ganz gemütlich ohne sie eingerichtet, und sie kam ihm wohl ziemlich überraschend. Die blonde Marie wurde sofort in die Braustube hinuntergeschickt; wenn sie nicht ganz weggejagt wurde, so geschah das wohl, weil die Mägde knapp waren, seit man Bodil weggejagt hatte. Frau Kongstrup hatte eine junge Verwandte mitgebracht, die ihr Gesellschaft leisten und ihr im Hause zur Hand gehen sollte.

Es schien auch alles sehr gut zu gehen. Kongstrup hielt sich ans Haus und war solide. Die drei fuhren zusammen aus, und es war eine Lust zu sehen, wie sich Frau Kongstrup an seinen Arm hängte, wenn sie aus waren und dem jungen Mädchen die Umgebung des Gutes zeigten. Es war leicht zu sehen, warum sie zurückgekommen war — sie konnte nicht ohne ihn leben!

Aber Kongstrup schien nicht annähernd so froh darüber zu sein; er hatte seine Ausgelassenheit an den Nagel gehängt und sich mehr zurückgezogen. Wenn er sich so im Freien bewegte, konnte es wohl so aussehen, als laure ihm etwas Unschickbares auf, vor besser Ueberrumpelung er sich fürchtete.

Dies Unsichtbare streckte auch nach den anderen die Hände aus. Frau Kongstrup griff niemals strenge in irgend etwas ein, weder offen noch auf Umwegen; und doch fühlte man überall einen Druck. Man bewegte sich nicht mehr so frei über

den Hof, sondern sah verstoßen zu den hohen Fenstern hinauf und eilte vorüber. Die Luft bekam wieder das drückende, das unwillig und beengt und schlechter Laune machte.

Das Rätsel legte sich wieder schwer auf das Dach von Stengarden. Der Hof war seit Generationen die zeitliche Wohlfahrt oder das Unglück so vieler gewesen — er war darauf aufgebaut; dahin zogen noch immer die meisten Gedanken. Das Dunkle — der Schrecken, das Unheimliche, die unklaren Ahnungen, daß es Mächte gab, die Uebles wollten — war so daran gewöhnt, den Weg einzuschlagen, als ginge es auf den Kirchhof.

Und nun zog es sich über dieser Frau zusammen, die einen so schweren Schatten hatte, daß sich alles erhellte, sobald sie sich entfernte. Ihr ewig jammerndes Auflehnen gegen das Unrecht, das ihr geschah, wirkte verfinstern und zog all das Schwere mit sich. Sie kehrte nicht einmal zurück, um sich unter das zu beugen, was nun einmal nicht anders sein konnte, — sondern um mit erneuter Stärke fortzufahren. Entbehren konnte sie ihn nicht, ebenso wenig aber konnte sie ihm etwas Gutes bieten; sie glich den Wesen, die nur im Feuer leben und atmen können und doch jammern, wenn sie sich darin befinden. Sie wand sich in den Flammen und unterhielt sie doch — die blonde Marie war ihr Werk, und nun hatte sie die junge Verwandte ins Haus gebracht. So kam sie ihm entgegen, um dann das Haus über ihm mit ihrer Klage erzittern zu machen.

Eine solche Liebe war nicht Gottes Werk; böse Mächte hausten in ihr.

17.

Su, wie schneidend kalt es war! Pelle befand sich auf dem Wege zur Schule, er warf sich im Zuckeltrab dem Sturm entgegen. Bei dem großen Dornbusch stand Rud und wartete; er schloß sich ihm an, und sie liefen nebeneinander wie zwei ermattete Gänse, schnaubend und mit gefenkten Köpfen. Der Kragen der Jacke war über die Ohren hinaufgezogen, und die Hände schlüpfen unter den Hosensbund hinein, um Anteil an der Körperwärme zu haben; Pelles Jackenärmel waren zu kurz, seine Handgelenke waren violett vor Kälte.

Sie sagten nicht viel, sondern liefen nur; der Sturm schnappte ihnen sofort die Worte vom Munde weg und stopfte ihn mit Hagel, es war nicht möglich, Luft genug zum Laufen zu schöpfen oder ein Auge aufzumachen. Jeden Augenblick mußten sie stehen bleiben und den Rücken gegen das Wetter stemmen, während sie die Lungen füllten und warmen Atem über das gefühllose Gesicht hinausbliesen. Das Schlimmste war der Uebergang, ehe man so recht gegen den Wind anließ und wieder in Tritt kam.

Die drei Viertelmeilen nahmen ein Ende, und die Knaben bogen in das Fischerdorf ein. Hier unten am Strande war es beinahe geschützt, das empörte Meer brach den Wind. Es war nicht viel von der See zu sehen; das, was hier und da aus den Böen hervorguckte, kam wie eine wandernde Mauer und stürzte brüllend zusammen in weißgrünem Strudel. Der Wind riß die Rämme der Wellen in wütendem Mitteln ab und führte salzigen Regen über das Land.

Der Lehrer war nicht gekommen. Oben neben dem Bult stand Nielen, er war damit beschäftigt, es mit einem Nachschlüssel zu öffnen, um einer Pfeife habhaft zu werden, die Fris in der Stunde beschlagnahmt hatte. „Hier ist Dein Messer!“ rief er und warf Pelle ein Dolchmesser hinüber, das dieser schnell einsteckte. Einige Bauernjungen schütteten Kohlen in den Ofen, der schon im voraus glühend war, an den Fenstern saß eine Schar Mädchen, sie überhörten einander Gesangsverse. Draußen brauste das Meer unaufhörlich ans Ufer und brach zusammen; wenn sein Dröhnen einen Augenblick sank, stiegen wilde Knabenstimmen auf. Alle Jungen aus dem ganzen Dorf liefen da draußen am Strande, sie sprangen in die Brandung und wieder heraus, obwohl sie ansah, als wolle sie sie zerhellen und zogen Weichholz an Land.

Pelle war kaum aufgetaut, als Nielen ihn mit hinaustriegte. Die meisten von den Jungen waren klatschnaß, aber sie lachten und dampften vor Eifer. Einer von ihnen hatte das Namensbrett eines Schiffes geborgen — Die Einfalt stand da. Sie bildeten einen Kreis darum und ergingen sich in schlagfertigen Ton über die Art und Heimat des Schiffes.

„Dann ist das Schiff also untergegangen,“ sagte Belle ernsthaft. Die anderen antworteten nicht, es war zu selbstverständlich.

„Ja,“ sagte ein Knabe zögernd, „das Namensbrett kann ja auch von den Wellen abgerissen sein; es ist ja nur festgenagelt gewesen.“ Sie untersuchten es nochmals sorgfältig — Belle konnte nichts Besonderes daran entdecken.

„Ich glaub nu eigentlich, die Mannschaft hat es abgerissen und es in die See geworfen — der eine Nagel is ausgezogen,“ sagte Nilen und nickte geheimnisvoll.

„Warum sollten sie das woll tun?“ fragte Belle ungläubig.

„Weil sie den Kapitän totgeschlagen und selbst das Kommando übernommen haben, Du Schaf! Dann taufen sie ganz einfach die Schute um und segeln als Seeräuber.“ Die andern Jungen bestätigten das mit Augen, die von Abenteuerlust funkelten — der Vater von diejem hatte es erzählt, und der Vater von jenem war sogar mit dabei gewesen. Er hatte ja natürlich nich gewollt, aber da wurd er ganz einfach an den Mast gebunden, als die Meuterei losging.

An einem Tag wie heute war Belle der Kleine nach jeder Richtung hin. Das Toben des Meeres bedrückte ihn und machte ihn unsicher; aber die anderen waren so recht in ihrem Element. Sie bemächtigten sich der ganzen Unheimlichkeit des Meeres und ließen sie übertrieben in ihren Vorstellungen wiederkehren, alle Schreden der See häuften sie spielend am Strande zusammen: Schiffe, die mit Mann und Maus untergingen oder an den Felsriffen strandeten, angetriebene Leichen lagen in der Brandung und rollten hin und her, ertrunkene Männer in Seetiefeln und Südwester kamen um Mitternacht aus der See geflogen und stampften mitten in die kleinen Stuben im Dorf hinein, um ihren Heimgang anzufügen. Sie verweilten bei alledem mit einem Ernst, der von innerer Freude strahlte — als fängten sie Lobgesänge zu Ehren des Gewaltigen. Aber Belle stand außerhalb des Ganzen und kam sich feige vor bei ihren Erzählungen. Er hielt sich hinter den anderen und wünschte, er könne den großen Stier hier herunterziehen und ihn zwischen sie loslassen. Dann sollten sie schubfuchend zu ihm fliehen!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Burg des Glücks.

Von Alfred Semrau.

Der unheimliche Schrei jagte den Herzog aus dem ersten Schlaf. „Barmherzigkeit!“ hallte es, wie sein Vater gerufen, da ihm die Dolche der Verschwörer das Leben zerschneiden. Mit einem Sprung war Ghismondo am Fenster der Kammer, die hoch von der Burg auf die Ebene hinaussah.

Da bewegte sich unter dunkelblauem, in Sternen dämmerndem Himmel, an dem der Mond wie ein silberner Hundschild hing, ein Geißlerzug durch die schwüle Julinacht. Voraus schwaunten Kreuze und hingen Fahnen in schweren Falten, dann kamen, Fadeln in den Händen, die Geißler, zu dreien und vieren in weißem Gewand, das von den Hüften auf die bloßen Füße lose herniederhing, die matt wie Elfenbein schimmernden Leiber von den Stacheln der Geißeln zertossen, die pfeifend durch die Lüste schwirrten und ihre Bluthahnen durch die zuckenden Leiber zogen. Gleich ruhelosen Seelen, auf ein Stündlein den Glut des Fegefeuers entronnen, schleppten sie die Kette ihrer Sünden klagend durch die Finsternis und schrien nach Gottes Barmherzigkeit. Mit den Häuten hämmerten sie die Brüste und sangen:

Run redet auf all eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende!

Mahnend und drohend wie die Fojanen des letzten Tages scholl es zur Burg herüber.

Ghismondo sah ihnen mit scheuen Augen nach, wie sie sich in der Ferne verloren. Vor ihm stieg ein anderes Bild auf, das er vor Monatsfrist erblickt hatte.

Da wand sich unter lastender Sonnenglut nicht weit von der Burg am Saum des Olivenwaldes eine Geißlerschar mit inbrünstigen Hymnen durch den brennenden Tag. Mit einem Male hallte es wie Donner, der fromme Zug zerfiel in wilder Flucht, die Kreuze rissen den Boden auf und die Fahnen schleppten im Staub. . . Ghismondos Vetter, Cecco, durch das Dugeplärz geübert, hatte die Bombarden lösen lassen und die Feldschlangen öffneten ihre Feuermäuler nach der Ebene. Mit beschränkten Armen, ein herzliches Gelächter durch die vollen Rippen stoßend, stand Cecco auf dem Turm, als der erschreckte Ghismondo ihn erreichte. Drunten in der Ferne redeten sich wütend hagere Arme gegen Cecco und ohnmächtige Flüche flogen von erblassenen Lippen.

Seit jenem Tag bis heute Nacht war kein Wallfahrer mehr von der Burg gesehen worden. Diesmal überfiel den Geißlerzug keine Feldschlange, denn Cecco bankettierte lärmend im Spiegelssaal, an seinen Seiten die beiden üppigen Römerinnen, die ihm die Einsamkeit der Burg belebten.

Ehe der Zug im Dunkel verschwand, löste sich — oder schien es dem Herzog nur so? — von ihm eine Gestalt, zart wie ein Schatten. Mit eilenden Füßen schwebte sie über die Ebene und tauchte unter in die Maisfelder und Weingärten. Ghismondo spähte dem Schemen nach, aber die Fadeln der Geißler waren von der Finsternis aufgezogen, und nur das Mondlicht flutete in blassen Strömen über die Ebene.

Der Herzog wandte sich und trat aus dem dämmernden Gemach. Quer vor der Schwelle der Vorkammer, wie ein müder Hund, lag in tiefem Schlaf ein Diener. Leichtes Fußes stieg der Herzog über ihn fort und war nach wenigen Schritten in einem von Fadeln erhellen Gang, der auf dem Burghof führte, und in dem zuckende Lichter auf Rüstungen und Schwertern spielten.

Leise ging er an den schlummernden Bachen vorüber, die lässig, die Hellebarden im Arm, an den Wänden lehnten. Im Burghof lag, von eisernem Gitter umgänzt, auf den Steinen ein Aischenberg von dem Loderfeuer, das jeden Tag auf des Arztes Simone Geheiß entzündet ward, um die übeln Dünste, die die Pest mit sich brachte, fernzuhalten.

Neben dem großen Hügel senkte sich der verschüttete Brunnen, aus dem es Ghismondo wie Blutgeruch aufzusteigen schien. Hier hinein hatte sein Ahn Pino Daddai die großen Herren des Landes werfen lassen, nachdem sie bei einem Brunkmahl, das er ihnen zu Ehren gab, erdroffelt worden waren. Ghismondo erschauerte in der warmen Luft, die dick wie in einem Treibhause stand. Er meinte die verzerrten Rippen der Sterbenden zu sehen und ihr angstvolles Stöhnen aus der Tiefe zu hören.

Dies vom Henker beendete Bankett gründete die Nacht der Daddai. Pino hatte die Gemeuchellen gewaltsam beerbt. Ihre Geschlechter wurden wie Unkraut ausgerottet, die Kinder in der Wiege verblühen unter dem Griff der Bürger. Danach ließ Pino das kleine Kastell, das auf rotem Fels sich erhob, dessen Fuß Weinberge, Mandel- und Feigenbäume umkränzten, niederreißen und von einem Florentiner einen Palast mit zackigen Zinnen und starken Türmen bauen und nannte ihn als Zeichen seiner Macht und Größe: die Burg des Glücks.

Von den Bergen bis zum Meer gebot seine gepanzerte Hand und lag schwer auf dem seufzenden Lande. Wie ein Riese, dessen Fabeltaten die Dichtung der Vorzeit besingt, stand Pino vor Ghismondo. Alles war ihm untertan und lag zu seinen Füßen, die größten Kriegsführer und die schönsten Frauen. Gleich einem reizvollen, ihm widerstehenden Leibe zwang Pino Leben und Schicksal zu seinem Willen. Vor ihm erblühten alle andern Daddai wie Scheunen um die Mittagssonne.

In schlaflosen Nächten stieg Ghismondo der Wunsch auf: „Wärest du wie er!“ Er lag vor dem Bilde des Ahnen im Staub wie vor einer Gottheit, in Demut und Anbetung. Der purpurne Lebensstrom, der feurig und stark durch Pinos Herz brauste, war in den Adern des Entfels und Lehnen der Daddai zu einem dünnen farblosen Gerinsel geworden.

Ein feiner bleicher Knabe war Ghismondo, unter Aufruhr und Verschwörung scheu und still herangewachsen. Den Vater trafen beim Hochamt im Dom die Dolche der Rebellen, mit ihm den ältern Bruder, die Mutter ward durch Feigen vergiftet. Ihn selbst rettete durch einen rasenden Ritt aus der erwürten Stadt der alte Piero nach der Burg des Glücks, wo er waltete, bis der Aufruhr bereibt war und die Verschwörer erdroffelt an den Fenstern des Palastes hingen. Dann führte man ihn im Triumph zurück; mit Palmten und Delzweigen traten ihm am Stadtor die Männer entgegen, von den Fenstern und teppichgehängenen Balkonen riefen ihm die Frauen Glück zu, wie er, im jährlichen Schmutz, auf tänzelndem Rappen, bange Augen in die verdödete Residenz der Daddai einzog.

Mit Pinos Tod war auch sein Reich zerfallen, die bösen Nachbarn warteten nur auf sein Erlöschen, um über das Land wie gierige Hunde über verendetes Edelwild herzufallen und es zu zerreißen. Ghismondo war kaum mehr als seine alte Stadt am Meer und die Burg des Glücks geblieben.

Seine schönsten Stunden verträumte er auf der Loggia des Palastes, von der er auf das unter blauem Sonnenglanz sich in die Unendlichkeit weitende Meer blickte, auf dem gelbe und rote Dalmatinersegel dastinslitten. Eine süße Müdigkeit in seinen Gliedern, wie ein Genesender, lag er lässig im Sessel, die schmalen Finger auf den Drachentöpfen der Lehnen.

Warmer Wind streichelte lieblosend wie zarte Frauenhand seine blassen Wangen, und seine Sehnsucht erhob sich auf mächtigen Schwingen. Ihn verlangte nach einer weichen Brust, an die er glücklich das Haupt schmiegen konnte, nach Augen, die sich zärtlich in die seinen senkten, nach Armen, die ihn liebevoll umfingen, denn ihn bangte vor dem Leben, das für ihn ein enger, finsterner Kerker war.

Bei jedem Schritt meinte er seine Fesseln klirren zu hören. Er atmete mit bedrückter Brust, wie in der unheimlichen Stille, die einem alles Leben vernichtenden Wetter vorausgeht. Er hätte sich umlauert und umdroht, und seine Hand fuhr nach dem Dolch, wenn der leise Schritt eines Dieners nahte.

Wie sehr er aber auch die Liebe ersehnte, so fürchtete er sie doch als sein den Tod bringendes Schicksal. Die blühenden Augen der Frauen dünkten ihn geschliffene Dolche, ihre duftenden Lippen süßer Gifftank, ihr verheißendes Rächeln lockendes Verderben. Cecco stieß ihn in die bollen Arme rotwangiger Dirnen, die ihn lachend umschlangen, denen er sich aber angstvoll entwand. In der einsamen Loggia, an deren schlanken Marmorsäulen blaue Gygänen emporkletterten, träumte er von der Liebe, einem Rätsel, das er nie lösen würde.

Er entsann sich der Worte des greisen Philosophen Dati: „Die Liebe ist die Sehnsucht nach der Schönheit. Wer wahrhaft liebt, den stößt alles Fehlerhafte und Unschöne ab. Die Schönheit von Anfsitz und Seele der Geliebten bestimmt und leitet uns im Suchen nach der Schönheit anderer Dinge, im Aufsteigen zur Tugend, die auf Erden wie im Himmel Schönheit ist, im endlichen Erreichen der höchsten Schönheit, nämlich der Gottheit, unseres Ziel- und Ruhepunktes.“

Indes Dati so in einem verschwiegene Rosenboskett des Schloßgartens sprach, trug laue Luft dem Herzog eine Duftwoge zu, süß und berauschend, und Ghismondo nahm behutend eine sich eben öffnende Knospe zwischen die schlanken Finger und blickte zu Dati in stummer Frage: „Kannst Du diese Rose erklären, ihren wunderbaren Atem, ihren seidnen Blätterschmelz?“

Dati aber verstand ihn nicht und sprach mit weilen Lippen bedachtsam wie von der Lehrlanzel herab weiter: „Die notwendigen Bedingungen einer wahren, würdigen, hohen Liebe dünken mich von zweierlei Art, vorerst, daß der Gegenstand ein einziger, sodann, daß die Liebe beständig sei. Diese Bedingungen völlig zu erfüllen, ist nicht allen gegeben; während nur wenige Frauen die hohe Kraft besitzen, die Männer so ganz an sich zu fetten, daß sie diese beiden Bedingungen nicht verlegen, ohne die es keine wahre Liebe gibt.“

Da hallte ein federnder Fuß, in den Schatten trat Cecco, und lichterfüllten Auges rief er: „Liebe, Messer Dati? Liebe ist fengende Flamme, ist sengende Blut, ist himmlische Pein.“ Mit harter Faust griff er in den Rosenbusch, riß einen Strauß empor und ließ ihn aus der gebreiteten Hand sacht zur Erde hinfallen: „Liebe ist Rosen und Blut.“

Berwirt und erschreckt wandte sich Ghismondo ab. Gab es nur jene von aller Erbenschwere befreite und diese mit allen Sinnen in der Erde wurzelnde Liebe, gab es keine Liebe, sanft wie eine Mutter und zärtlich wie eine Geliebte zugleich.

Der Herzog grübelte darüber bis zu jenem Tage, da die feuerrote Wolfe von jenseits des Meeres kam und die Sonne verdunkelte, da das Meer sich in brausenden Wellen erhob, die Luft wie vom Getöse einer Geistesflucht erzitterte, und unter zuckenden Wlken und rollenden Donnern ein Regen, rölllich wie Blut, hernieder-ranfte. Und am Abend dieses Tages kam das Griedenschiff mit Seide aus Byzanz.

Wie die Ballen entladen wurden, erhob sich aus dem letzten Winkel ein Fahrgast, dessen niemand bisher gewahr geworden, und ging ans Land, auch jetzt noch unsichtbar. Als die flinken, braunen Finger der Griechen die schimmernden Stoffe entfalteten und sie den begehrtlich sie mustern den Frauen zumahen, stand der Passagier neben den Händlern und fuhr mit knochiger Hand über das leise knisternde Gewebe.

Am nächsten Tage sah entsezt die blonde Jotta Leoni, als sie dem Bad entstieg, auf ihrer linken Brust neben der Achsel einige brandrote Bläschen in bläulichdunklem Kreis, und nach zwei Nächten ward an der Tür ihres Hauses ein Kreuz gezeichnet und der Klopfer mit weißem Tuch umwunden zum Zeichen, daß hier der Schwarze Tod Einkehr gehalten. Und von hier ging er weiter durch alle Gassen, in alle Häuser, und da er selbst die Treppe des Herzogs-palastes hinaufschritt, floh Ghismondo geängstigt aus der verbotenen Stadt nach der Burg des Glücks, und in solcher Hast, daß der alte Piero sein Enkelkind Bianca zurücklassen mußte.

Niemand durfte der Burg bei Todesstrafe auf zwei Miglien nahen. Die Zugbrücke über den in braunem Wasser stehenden Graben ward aufgezogen. Lebensmittel sicherten die Burg wie gegen eine monatelange Belagerung, und von den Bastionen reckten die Feldschlangen ihre Mäuler allen Nahenden drohend entgegen. Auf dem Turm aber als Westwächter sah Piero, der noch unter Bino gegen den Papst und Venedig gekämpft hatte und jetzt auf hoher Warte Lugaus nach dem unerbittlichen Feind hielt.

Wo einst der Hn mächtig gewesen und stolz über das Land geblickt, da weihte nun ängstlich der Enkel und spähte blaß, ob kein Anheil der Burg nahe. Oft schredte ihn ein Traumbild aus dem Schlaf; dann tastete er sich ruhelos durch die dunkeln Gänge, in denen Verschwörer unheimlich gesüßert hatten, durch die Bogenhallen, in denen noch das Echo von Todesschreien und erstickten Seufzern zu schweben schien, über den finstern Burghof, und suchte Zuflucht bei dem alten Piero.

Erlang da nicht ein Ruf? . . . Schen wich Ghismondo vom Brunnen zurück. Wie aus der Tiefe kam es, von ferne, als brächen Mauern den Schall der Stimme. . .

Der Herzog bog lauschend den Kopf vor. Vom Spiegelsaal im Osten der Burg drang ein freches Lied Ceccos zu ihm hin und danach ein Gelächter, voll und klingend.

Ihm zu entfliehen eilte er über den Hof und tauchte in die Finsternis eines schmalen Ganges, wo eine enge Treppe zu Piero emporführte. An breiten Lutken, neben denen in eisernen Ringen Seile hingen, an denen man sich, war die Burg erobert, in die

Freiheit retten konnte, an Mauerlöchern, durch die die Luft schüder und dick quoll, stieg er aufwärts.

Da erscholl, diesmal klar, ein Hilferuf. Ghismondo hielt inne und sah durch eine Luke hinab.

Aus dem Schatten am Fuß der Mauer rief es, und eine feine Gestalt, in das Zwielicht tretend, reckte die Arme, wie um emporgehoben zu werden.

„Wer bist Du?“ — „Bianca!“ — „Wen suchst Du?“ — „Den alten Piero!“ — „Woher kommst Du?“ — „Aus der Stadt.“ Wie Vögel in die Höhe und Tiefe flogen Frage und Antwort. Ghismondo zögerte. Das junge Blut da unten floh vor der Pest, wie er sich vor ihr gesüchtet hatte. Wenn aber nun mit ihr die Unheimliche selbst kam?

(Schluß folgt.)

fünfzig Jahre deutsches Rettungs-wesen.

1861 — 2. März — 1911.

Von Emil Matthieson.

Der Ausgang des heurigen an Stürmen und Schiffsunfällen überreichen Winters bringt am 2. März die fünfzigste Wiederkehr des denkwürdigen Tages, an dem zu Emden die erste auf deutschem Boden gegründete Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger zustande kam. Kurz vorhergegangene Ereignisse der traurigsten Art hatten endlich das schlafende öffentliche Gewissen wachgerüttelt und den Anstoß zur Schaffung von Werken tätiger Menschenliebe gegeben, die eigentlich schon längst als selbstverständliche Pflicht hätten betrachtet werden müssen, um so mehr, als andere Schiffsohrtreibende Nationen bereits mit gutem Beispiel vorangegangen waren und die Errichtung von Rettungsstationen an den Küsten ja auch im ureigensten Interesse der seemannischen Bevölkerung und des großen Kreises der auf sie angewiesenen Reedereien und anderer kaufmännischer Unternehmungen lag.

Vor Spiekeroog, der zweiten ostfriesischen Insel, die die von Bremen ausreisenden Schiffe auf der Amerikafahrt zu passieren haben, war bei starkem Nordweststurm das große, von Kapitän Oldehans geführte Auswandererschiff „Johanna“ gestrandet, und von den an Bord befindlichen 200 Personen waren mehr als 80 — vorwiegend Frauen und Kinder — die bei dem Vorhandensein von Rettungsbooten und Rettenapparaten sicher hätten gerettet werden können, nach langem und qualvollem Kampfe mit den über das Brack dahinjagenden Sturzseen in das kalte Wellengrab fortgeschwemmt worden. Durch ganz Deutschland ging damals ein Schrei des Entsetzens und das Gefühl tiefer Beschämung über den Mangel an Rettungsstationen. Fast überall aber sollte man, wie der Historiker und spätere deutsche Generalkonsul in New York, Dr. Hermann Schumacher, es treffend ausdrückte, nur ein ohnmächtiges Bedauern dem jähen Tode der Seefahrer, dem Untergang von Schiffen auf hohem Meere und in den Küstengewässern. Man sah darin Uebel, die untrennbar mit der Schiffahrt verbunden waren. Ins Inland verirrte sich nur selten die Kunde von Seenot und Schiffbruch, und jeder hielt es hier für selbstverständlich, daß leider das ferne Meer zahlreiche Menschenleben fordere, da es eben der Weg über die Wogen unsicherer sei als der über das feste Land.

Um den Stein ins Rollen zu bringen, mußte erst noch ein zweites Seerückflut eintreten, das die Vernachlässigung des Rettungswezens an den Küsten in grelle Beleuchtung setzt. Am 10. September 1860 lief aus Emden die telegraphische Nachricht durch Deutschland, daß an der Westseite der Insel Vortum, dort, wo sich der gleichnamige Ort befindet, die hannoversche Brigg „Alliance“, mit Kohlen von England nach Geestemünde unterwegs, aufgelaufen und mit der ganzen Besatzung untergegangen sei. Man erinnerte sich nun mit einem Male, daß schon im 18. Jahrhundert ein Kolberger Tuchmacher, namens Ehrhott Friedrich Schaefer, mit dem Plane hervorgetreten war, den auf einem Brack befindlichen Schiffbrüchigen ein an einer Kanonenkugel befestigtes Seil zuzuschleichen, um auf diese Weise mittels eines hin- und hergezogenen zweiten Seiles die Bedrohten zu retten, daß die erfindereiche Idee aber durch die sie begutachtenden Artillerieoffiziere Friedrichs II. als „nicht praxitabel“ verworfen worden war. Man wies darauf hin, daß schon 1770 in Amsterdam die erste Gesellschaft zur Rettung Ertrinkender ins Leben getreten war, daß man in England schon seit 1790 den von Lionel Lukin erfundenen und seitdem vielfach verbesserten Typus eines unversinkbaren Rettungsbootes besaß und daß sich eben dort alle schon seit vielen Jahren bestehenden Rettungsvereine 1850 zu der mächtigen Organisation der „National Lifeboat Institution“ zusammengesamt hatten, nicht zum wenigsten aber kam die dringliche Angelegenheit dadurch in Fluß, daß man darauf hinwies, wie die preussische Regierung, die damals, abgesehen von dem im Entstehen begriffenen Kriegshafen an der Jade (Wilhelmshaven), noch keine Küstenstreifen an der Nordsee besaß, der Eigenbrödeli der deutschen Nordseestaaten und Mecklenburgs müde, seit 1850 an der Ostseeküste von Remele und der Kurischen Nehrung bis Darßenerort mit der Errichtung von 20 Rettungsstationen begonnen hatte, die sie mit Rörserapparaten zum Seilschleichen und unversinkbaren Booten aus-

gerüstet hatte, die unter die Führung geprüfter Lotsen gestellt waren.

Angeichts der damals noch in ihrer Sünden Maienblüte stehenden deutschen Kleintaterei stieß der Gedanke, das gesamte deutsche Küstenland zum Gegenstand des Rettungswerts zu machen, für den Augenblick zwar auf unüberwindliche Hindernisse. Die Ungelegenheit ging aber doch vorwärts, und am 21. November 1861 erließen die Mitglieder der Schiffergesellschaft des bremischen Städtischen Vorgesand an der Unterweser einen „Ausruf an das gesamte deutsche Volk“, in dem um Beiträge zur Errichtung von Rettungstationen auf den deutschen Nordseeinseln gebeten wurde.

Als nun in schneller Folge Vereine entstanden, die sich besondere Arbeitsgebiete suchten, drohte dem idealen Werke die Gefahr, daß sich die Kräfte zersplittern würden. Es war daher eine besonders glückliche Fügung des Schicksals, daß sich in dem Geschäftsführer des Bremer Vereins, dem späteren Direktor der Gothaer Lebensversicherungsbank Dr. Emminghaus, die treibende Kraft fand, um die verzelten Bestrebungen unter dem gemeinsamen Dache eines alle deutschen Küsten bearbeitenden Vereines zu sammeln. Seiner Werbetätigkeit ist es zu danken, daß schon am 20. Mai 1865 zu Kiel in einer von 120 Delegierten der verschiedenen Vereine besuchten Versammlung die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger gegründet werden konnte, in der sich alle Einzelgründungen zusammenschlossen. Der Verein wählte zum Vorsitzenden den Konsul H. Meyer zu Bremen, den Begründer des Norddeutschen Lloyd, der bis zu seinem im Jahre 1898 erfolgten Tode das Präsidium geführt hat, während zum Generalsekretär Dr. Emminghaus erwählt wurde. Die Gesellschaft, die ihre Tätigkeit mit fünf Küstenbezirksvereinen mit 3874 Mitgliedern und 14179 Mark Jahresbeiträgen eröffnete, schuf sich in Bremen ihre Zentralstelle, die an die Beschlüsse der alljährlich zu einer Generalversammlung zusammentretenden Delegierten der Bezirksvereine gebunden ist.

Als die Vereinsarbeit begann, waren nur zwei Stationen an der Nordsee und zwei an der Ostsee in Tätigkeit. Es wurde aber gleich im Gründungsplan die Errichtung weiterer 50 Stationen in Aussicht genommen, wenige Tage darauf erfolgte auch die Uebernahme der von der preussischen Regierung seit 1850 ins Leben gerufenen Stationen. Das deutsche Rettungswesen zur See ist in den 50 Jahren seines Bestehens zu einer imposanten Organisation herangewachsen, die zurzeit mit einer jährlichen Einnahme von 370 000 bis 380 000 M. arbeitet und über 120 Rettungstationen verfügt, von denen 48 an der Nordsee und 81 an der langgestreckten Küste der Ostsee gelegen sind. 64 Bezirksvereine, von denen 24 Küstenbezirke betreffen, und 289 über ganz Deutschland verbreitete Wertretersschaften, besorgen die Werbetätigkeit und zählen an 60 000 Mitglieder. Dem großen Aufwand an Geld und Arbeit entspricht aber auch der Erfolg, daß von der Geburtsstunde der Gesellschaft bis zur Gegenwart bei 662 Strandungen nicht weniger als 3619 Menschen von den gefährdeten Schiffen gerettet werden konnten.

Wenn eine Weiterführung der geschichtlichen Betrachtungen zu tief in die Einzelheiten führen würde, so lohnt es sich dafür doch, einen flüchtigen Blick auf den inneren Betrieb und die technischen Hilfsmittel der Stationen zu werfen. Annähernd die Hälfte aller Stationen, die an den deutschen Küsten vom Dollart an der holländischen Grenze bis zur russischen Grenze hinter dem Dorfe Kimmersatt stehen, sind sogenannte Doppelstationen, die mit Rettungsboot und Raketenapparat ausgestattet sind, während die übrigen aus Gründen der Örtlichkeit nur mit dem einen oder anderen dieser Hilfsmittel arbeiten. Rettungsföße, auf die man anfangs große Hoffnungen gesetzt hatte, haben sich dagegen bei ihrer Erprobung als unpraktisch erwiesen und sind deshalb nirgendwo in Verwendung.

Die Raketenapparate, deren Vervollkommnung ein großes Verdienst des Feuerwerkslaboratoriums in Spandau ist, haben den Zweck, zwischen dem festen Land und einem in großer Nähe des Strandes aufgelaufenen Schiffe eine Verbindung mittels eines gemorfener Seiles herzustellen, an dem die Schiffbrüchigen in Sicherheit gebracht werden können. Sie sind Vorposten, von denen eine 8-Zentimeter-Arenstarakete unter einer Elevation von 45 Grad an einer 500 Meter langen Leine von 9 Millimeter Durchmesser 300 bis 400 Meter weit über das Schiff hinweggeschossen wird, was allerdings häufig erst nach mehreren vergeblichen Versuchen gelingt. Ist die Leine an Bord erfasst worden, was bei Tage durch Schwerten eines Leuchtes, bei Nacht durch Abbrennen von Blaufeuernach dem Lande signalisiert wird, so zeigt eine rote Flagge oder bei Nacht ein rotes Licht an, daß man an Bord die Leine anholen will, mit der ein endloses Zoltau und endlich das starke Rettungstau an Bord gebracht wird, in dessen Hofenboje nacheinander die ganze Mannschaft des Schiffes an Land gebracht wird.

Weit größer sind die Gefahren und Schwierigkeiten, wenn die Rettungsboote zur Anwendung kommen müssen. Das unversinkbare englische Rettungsboot, dessen Auftrieb so groß ist, daß sein gewelter Boden immer mehrere Zentimeter über dem Wasser steht, so daß das eingedrungene Wasser sofort durch Röhren ablaufen kann, eignet sich trotz seiner ausgezeichneten Leistungen nicht für die Dünen der deutschen Flachküsten, weil sein Transport ins Wasser so schwierig ist. Statt seiner wird bei uns meistens das leichte, aus Eisenblech konstruierte, bis zu 1800 Kilogramm

schwere Francisboot benutzt, das durch hinten und vorn angebrachte Luftkästen, Korkwände und Einlagen ebenfalls den Vorteil der Unversinkbarkeit besitzt und je nach der Art seiner Verwendung fürs Segeln oder Rudern oder für beide Bewegungsarten eingerichtet ist. Auf den meisten Stationen sind heute deren Vorstände an die benachbarten Fernsprechnetze angeschlossen, so daß ihnen ein in der Nähe vorgelommener Schiffsruch sofort gemeldet werden kann. Ähnlich wie es bei kleinen Feuerwehren geschieht, werden, während vom nächsten Bauernhof Pferde requiriert werden, die zur Ausfahrt bestimmten Mannschaften herbeigeholt, die bereits ihre Korkjaden angelegt haben und in diesem Bollzeug und Seestiefeln stecken. Die Pferde werden vor den anspannbereiten Transportwagen geschirrt, auf dem das Rettungsboot in einer Schiene umsturzsicher ruht. Und nun geht es so nahe wie möglich bis an das Meer oder in dieses hinein. Hilfsmannschaften lösen die Räder des Transportwagens von diesem, so daß sich das Vorderende des Wagens stark senkt und das Boot auf der Schiene mit starkem Antriebe in die brandende See hineinrollt, wo nun der Kampf der tapferen Mannschaft mit dem regellosen Wogenschwalm beginnt.

Mit diesen Hilfsmitteln sind nicht nur die Stationen, sondern auch die Leuchttürme, Leuchtschiffe und die an den Flussmündungen und Hafeneinfahrten kreuzenden Lotsenfahrzeuge versehen. Endlich ist auch der Fall vorgesehen, daß eine schiffbrüchige Mannschaft, die ihr Fahrzeug im Boot verlassen hat, den Strand nicht erreichen kann und dem Verschmächten nahe ist. Für diesen Fall sind Rettungsböden eingerichtet, die nach der Art der gewöhnlichen Signalbaken im flachen Meeresboden befestigt sind und in ihrem Innenraume den sich auf sie Rettenden sichere Aufnahme und Nahrungsmittel und Getränke für die Dauer einiger Tage bieten.

Kleines feuilleton.

Uhdcs künstlerisches Glaubensbekenntnis. Uhdcs hat sich selbst einmal darüber ausgesprochen, wie er zur religiösen Malerei gelangte. „Als ich in die Moderne hineinkam, respektive aus dem Schwarzen heraus ins Licht, als ich aus der ewigen braunen Ateliertunne losstrebte, da habe ich gedacht: etwas muß dabei sein, das die Leute innerlich packt, sonst kann man ja mit seinen Bildern keinen Hund hinterm Ofen hervorlocken. Ich wollte nicht bloß Naturstudien geben, ich suchte Inhalt; sonst sind, dachte ich, die Bilder ja von Haus aus schon zu langweilig. Die Impressionisten wollen nur eine neue malerische Formel. Ich suchte so was wie Seele. So ist das erste Bild dieser Art entstanden: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, im Winter 1883/84; aus dem Drang, etwas mehr geben zu wollen als bloße Abschrift aus der Natur. Ich war damals gerade bei der Kindermalerei, die mich mehr erfreute, als die Studien an Erwachsenen. So bin ich hineingekommen. Man wird im Leben immer mehr geschoben, als daß man schiebt. Es ging ganz nach und nach und dann packte mich eben der Stoff und die Gestalt selber...“ Der zufällige Anlaß zu diesem ersten religiösen Werk war eine Szene, die Uhdcs in einer bayerischen Dorfschule beobachtete, als er die Schulkinder in einem lichterfüllten Raum sich dicht um einen jungen, freundlichen Pfarrer scharen sah. Er selbst wollte bei diesen Worten vor allem ihren künstlerischen Gehalt betont wissen. „Meine sogenannte religiöse Malerei ist nicht der Kern, sondern nur ein Teil meiner Kunst“, sagt er in einem interessanten Selbstbekenntnis, das die Velhagen und Klasingerschen Monatshefte veröffentlichten. „Alle diese Bilder sind mehr oder weniger malerische Probleme. Für die Erscheinung des Lichtes pocht die Person Christi wunderbar schön. Er wurde mir zum Problem des Lichtes. Also: Lichtbringer in die Finsternis der Welt und der Farben! Die „Jünger von Emmaus“, das „Lichtgebete“, immer ist es daselbe Lichtproblem, der Gegenstand kommt für mich erst in zweiter Linie. Einige Franzosen gingen voraus, bei uns Liebermann; die wollten das Licht aus der Natur herausfinden; ich wollte außer dem Licht noch Innerlichkeit, und so kam ich darauf; ich griff „die“ Verkörperung des Lichtes auf, Christus.“ Auch für die Wahl eines alltäglichen Zeitkostüms, mit dem Uhdcs die Gestalten des Neuen Testaments in die unmittelbare Gegenwart rückte, führt er in seinen von der „Deutschen Revue“ veröffentlichten Unterhaltungen mit Hermine Diemer rein malerische Gründe an: „Ich finde, daß alles tiefer und wahrer wirkt in unserer Tracht und daß sich feinere Töne zusammenstimmen lassen als mit den schreienden Farben orientalischer Gewänder“. Für seine Modelle suchte er sich immer einen echt deutschen Volkstypus aus, denn auch das Nationale erschien ihm als ein wichtiges Moment der wahren Kunst. Verhaft war ihm jedes Nachahmen der Alten. „Jedes Kunstwerk soll das Gepräge seiner Nationalität und der Individualität seines Schöpfers tragen.“ Dabei war er ein großer Verehrer der Meister der Vergangenheit; als sein eigentliches Ideal sah er Rembrandt an: „Der, den ich am meisten verehere, ist Rembrandt. Rubens, Velasquez haben sicher viel besser gemalt als Rembrandt; aber dieser war doch der größte aller Maler, weil er der menschlich mächtigste war. Seine Auffassung der Dinge war fabelhaft und ganz von innen heraus, kraft seiner Liebe für alles. Er hatte etwas, das über die Malerei hinausging, er besaß reinste Genialität. Er war vielleicht der einzige, der wirklich Christus malen konnte. Dies ist, wenn Sie wollen, mein künstlerisches Glaubensbekenntnis.“